

Klima und Ressourcen

Ist Rohstoffreichtum Fluch oder Segen? Wie lassen sich Bauern in Entwicklungsländern besser auf Naturkatastrophen und ihre Folgen vorbereiten? Und welche Rolle kann eine neue Generation für eine nachhaltige Landwirtschaft spielen? Beispiele aus Afrika, Mittelamerika und Südostasien.

Loredana Sorg, Janina Grabs, Julia Harrer,
Nina Bernarding, Fabian Urech

Überflutet: Ein Ehepaar kämpft mit den Folgen
sintflutartiger Regenfälle in Marcovia, Honduras

und Experten der Sokoine University of Agriculture in Morogoro arbeiten Bauerngruppen an der Weiterentwicklung biologischer Anbaumethoden und testen

Heute sind fast zwei Drittel der Einwohner Tansanias jünger als 25 Jahre

sie auf den eigenen Feldern. So werden die Studenten mit der Realität der Landwirte konfrontiert und können die Ergebnisse ihrer Arbeit direkt sehen. Die Bauerngruppen wiederum profitieren vom direkten Kontakt zu Forschung und Expertenwissen. Längerfristig sollen so Fachleute für die nachhaltige Landwirtschaft gewonnen werden und dem Biosektor im ganzen Land eine größere Anerkennung verschaffen. Dass von einer starken nächsten Generation alle profitieren, ist offensichtlich. 64 Prozent der Bevölkerung sind jünger als 25 Jahre. Die Zukunft der tansanischen Landwirtschaft liegt schon heute in ihrer Hand. ••

Loredana Sorg hat im Rahmen ihrer Kolleg-Stagen in Morogoro, Rom und Kiew gearbeitet.

Jagd nach neuen Nischen

Klimafreundliche Kaffeeproduktion in Costa Rica

Janina Grabs | Grün leuchten die Hänge der Kaffeeplantagen der Farm „Las Lajas“. Doch viel nützt es den Kaffeebauern im Hochland Costa Ricas nicht, dass ihre Landschaft so idyllisch ist. Jedes Jahr kämpfen sie von Neuem ums wirtschaftliche Überleben. Auf ihrer Plantage seien Emissionsmessungen durchgeführt worden, sagt Francesca Chacon, die Besitzerin von Las Lajas. Aber die Bereitschaft der Kunden ist noch niedrig, für klimafreundlich hergestellten Kaffee mehr zu bezahlen.

Costa-ricanische Kaffeebauern müssen überdurchschnittlich hohe Preise erzielen, um sich über Wasser zu halten, weil die Kosten für Personal, Dünger und Transport vergleichsweise hoch sind. Gleichzeitig müssen sie auf einem Weltmarkt bestehen, auf dem sie mit etwa 80 Ländern konkurrieren und die Preise innerhalb eines Jahres um das Dreifache schwanken können. Die Suche nach neuen Marktnischen, in denen sich höhere Preise erzielen lassen, ist also überlebensnotwendig, und Costa Rica ist ein Versuchslabor für neue Ansätze. Dazu gehört NAMA Café, das Projekt, für das ich während meiner Stage bei der GIZ Costa Rica gearbeitet habe. NAMA Café verfolgt das Ziel, die Klimabilanz der costa-ricanischen Kaffeeproduktion zu verbessern und Kaffeearten, deren Wachstum weniger Emissionen verursachen, entsprechend zu vermarkten.

Bislang allerdings lassen sich Klimafreundlichkeit und Profitabilität noch nicht recht miteinander vereinbaren. Wer es sich leisten kann, setzt Dünger ein, um Ertrag und Profit zu steigern. Dünger aber ist für nahezu 25 Prozent der Treibhausgasemissionen des costa-ricanischen Agrarsektors verantwortlich. Ein Klimazertifikat, das Ökoerfolge wie CO₂-Reduktionen finanziell ent-

lohnt, könnte Abhilfe schaffen. Nur ist nicht klar, ob sich der Aufwand für Emissionsmessung und Verifizierung auszahlt. Erste Studien haben gezeigt, dass Konsumenten vorsichtiges Interesse für klimafreundliche Produkte zeigen – aber nur, wenn diese nicht wesentlich teurer sind als die der Konkurrenz.

Das beschreibt das zentrale Problem, mit dem ich in meinem Mercator-Jahr immer wieder konfrontiert wurde: Institutionen können Rahmenbedingungen und Anreize schaffen und im besten Fall Vertrauen in die Verlässlichkeit alternativer Anbauweisen herstellen. Nachhaltig aber sind solche Maßnahmen erst dann, wenn sie sich für die Produzenten wirtschaftlich rechnen. Und dafür sind Preise, Abnehmer und später die Endverbraucher die entscheidenden Faktoren. Egal, ob es sich um Rainforest-Alliance-zertifizierte Ananas, UTZ-ausgezeichneten Kakao oder klimaneutral gewachsenen Kaffee handelt – in Costa Rica sind sich viele Landwirte einig: Sie sehen kaum ein echtes Preissignal, das sie zum zertifiziert nachhaltigen Anbau anregen würde. Das kann verschiedene Ursachen haben. Manche Attribute wie Klimaneutralität sind Verbrauchern vielleicht noch weniger bekannt oder wichtig. Bei den bekannteren Nachhaltigkeitssiegeln scheint hingegen der Erfolg geradezu zum Verhängnis geworden zu sein.

Letztlich müssen sich nachhaltige Anbaumethoden für die Produzenten rechnen

Wem nutzen Zertifikate überhaupt?

Die Kaffeebranche ist dafür ein Paradebeispiel. Kaffee war eines der ersten Produkte, das über alternative Lieferketten zu den Konsumenten in Europa gelangte, die Interesse an ethisch produzierten Waren hatten. Solche Produkte waren zwar teurer als andere, ihr Kauf trug aber nachweislich zur Verbesserung der Lebensbedingungen in den Ursprungsländern bei. Die Zertifizierung war also eine viel versprechende Strategie, sich von Weltmarktpreisen und der globalen Konkurrenz abzuheben.

Ursprünglich boten nur Reformhäuser und Dritte-Welt-Läden die zertifizierten Produkte an. Jetzt sind sie auch im Sortiment von Supermärkten und Discountern zu finden. Die große Masse der Konsumenten zu erreichen, war ursprünglich eines der Ziele solcher „ethischer Zertifikate“. Nun ist der Durchschnittskonsument aber eben auch preissensibler als der Käufer, dem vor allem Herkunftsort und Produktionsweise wichtig sind.

Der Erfolg von Ökosiegeln hat immer mehr Kleinbauern dazu animiert, sich in nachhaltige Wertschöpfungsketten einzugliedern. Schätzungen zufolge sind rund 40 Prozent der globalen Kaffeeproduktion mit Zertifikaten versehen. Allerdings tragen nur 15 Prozent der Waren, die an Endkonsumenten verkauft werden, ein Zertifikat. Das bedeutet, dass Kaffeebauern oftmals für ihre gesamte Ernte Zertifizierungsgebühren zahlen und ihre Anbaumethoden dementsprechend umstellen, dann aber nur für einen Bruchteil der Ernte eine Preisprämie erhalten. Und selbst die Höhe dieser Prämie ist oft ungewiss, denn bei den meisten Nachhaltigkeitszertifikaten sind die Preisprämien nicht festgelegt, sondern werden von Vertrag zu Vertrag neu verhandelt. Die globale

Überproduktion solcher Waren drückt dann den Wert der Zertifizierung. Damit sind auch zertifizierte Produzenten wieder in der Realität globaler Rohstoffmärkte angekommen, aus der sie mithilfe der Gütesiegel eigentlich ausbrechen wollten. Die reine ökonomische Lehre besagt, dass sich Angebot und Nachfrage so lange angleichen werden, bis die Prämie die Zertifizierungskosten gerade noch knapp deckt. Somit sind Zertifikate häufig nur noch eine zusätzliche Auflage, die Produzenten zu erfüllen haben, um sich den Zugang zu Absatzmärkten zu erhalten. Das Mainstreaming der Zertifikate hat den Grund für deren Einführung, nämlich die Zusicherung fairerer Preise für Produzenten, hinfällig gemacht. Es bedarf also einer neuen Nische.

Hier hat Costa Rica einen bedeutsamen Vorteil: die hohe Qualität des Kaffees, der im Land produziert wird. Der Großteil der weltweiten Kaffeeproduktion wird an der Börse gehandelt, ist starken Preisschwankungen ausgesetzt und wird oftmals zu Dumpingpreisen verhöckert. Gleichzeitig wächst das Segment, in dem je nach Renommee, Seltenheit und Geschmack bis zu 350 Euro pro Pfund gezahlt werden. Wächst der Kaffee in den richtigen Höhenlagen und unter besonderen Witterungsverhältnissen, kann das den Wert der Ernte um ein Vielfaches steigern.

Der Anteil qualitativ hochwertiger Kaffees am Weltmarkt macht 5 bis 20 Prozent aus

Direktverträge mit exklusiven Röstern beruhen dann nicht mehr auf dem fluktuierenden Weltpreis, sondern auf Qualitätskriterien und langfristigen Beziehungen. So findet sich in den Regalen britischer Luxuskaufhäuser etwa der „Honig-Kaffee“ von Las Lajas, der durch Lufttrocknung eine spezielle blumige Note erhält.

Der Anteil derart qualitativ hochwertiger Kaffeesorten umfasst aber je nach Definition nur zwischen 5 und 20 Prozent des Weltmarkts. Gäbe es denn auch Möglichkeiten, solche direkten Handelsbeziehungen in der Branche über die Luxus-Kaffeewelt hinaus aufzubauen? Diese Frage steht im Zentrum von „Thrive Farmers Coffee“, einer neuen Initiative, die beabsichtigt, die Wertschöpfungskette grundlegend zu revolutionieren. Ziel ist es, die Marktmacht der Bauern durch Koordinierung und Direktbeziehungen zu stärken und ihnen somit einen größeren Anteil des Endverkaufspreises zukommen zu lassen.

Mit diesem Modell behalten die Kaffeebauern die Kontrolle über ihre Ernte bis zum Endverkauf. Die dazwischenliegenden Verarbeitungsschritte vom Schälen, Trocknen, Lagern, Verschiffen bis zum Rösten bezahlen sie anteilig. So sind die Bauern bis zum Schluss der Wertschöpfungskette im Prozess vertreten und können bis zu 50 Prozent des Endpreises erzielen – ein Vielfaches mehr, als sie über herkömmliche Kanäle erhalten. „Thrive“ wächst exponentiell und hat Pläne, dieses Modell des „geteilten Einkommens“ mit Partnern weltweit auszubauen.

Der Kaffee mit den ethischsten Herstellungsmethoden wird in Zukunft vielleicht gar nichts mehr mit den heute verwendeten Zertifizierungen zu tun haben. Es liegt am Kunden, ob er bereit ist, dafür auch einen angemessenen Preis zu zahlen. ••

Janina Grabs war im Rahmen ihres Mercator-Jahres in Brüssel und Costa Rica.

Extreme Armut und extremes Klima

Neue Wege der Katastrophenvorsorge in Laos und Kambodscha

Julia Harrer | Nach der Überschwemmung bauen wir einen Deich. Rast der Taifun auf die Stadt zu, evakuieren wir. Wir reagieren auf Dinge, die wir sehen; wir bereiten uns auf Gefahren vor, von denen wir sicher sind, dass sie uns unmittelbar betreffen. Den Klimawandel sehen wir nicht. Zu weit weg, zu abstrakt.

Es sind vor allem Menschen in Entwicklungsländern, die im Zuge des Klimawandels mit Extremwetterverhältnissen zu kämpfen haben: mit langanhaltenden Dürren, mit Überschwemmungen, mit Stürmen nie dagewesenen Ausmaßes. Gleichzeitig verfügen sie kaum über die nötigen Kapazitäten und Ressourcen im Umgang mit diesen Gefahren.

Die Fähigkeit von Menschen und Institutionen zu stärken, diese extremen Naturereignisse zu bewältigen, sich anzupassen und sich davon schnellstmöglich wieder zu erholen, ist eine wichtige Aufgabe für die betroffenen Staaten auf ihrem Entwicklungsweg, aber auch für die internationale Gemeinschaft. „Disaster Risk Reduction and Management“ lautet der Ansatz, mit dem man den betroffenen Ländern dabei helfen will, sich gegen externe Schocks wie Stürme, Überflutungen oder lange Trockenzeiten zu wappnen und die damit verbundenen Schäden besser zu verkraften.

Doch wie können sich Entwicklungsländer auf solche Extreme konkret vorbereiten, dabei gleichzeitig die Armut reduzieren und Wachstum schaffen? Um das herauszufinden, bin ich nach Südostasien gereist, in eine Region, in der extreme Armut auf extreme klimatische Bedingungen trifft. Kambodscha und Laos befinden sich weit hinten im Index für menschliche Entwicklung der Vereinten Nationen und gleichzeitig weit vorne in den so genannten „Vulnerabilitätsrankings“ – Ranglisten, in denen es um Klimaanfälligkeit, Katastrophenschäden und -verluste geht und um die Fähigkeit von Gesellschaften, diese zu bewältigen.

Laos und Kambodscha leiden unter Wetterextremen in beide Richtungen: Es gibt lange, ausgedehnte Trockenperioden, aber auch immer wieder Überschwemmungen. Der Weltklimarat prognostiziert für die Zukunft noch stärkere Temperatur- und Niederschlagsextreme für beide Länder – fatal für die noch immer stark landwirtschaftlich geprägten Gesellschaften. Im vergangenen Jahr setzte die Regenzeit aufgrund einer Strömungsänderung im Pazifik, die sich weltweit auf die Verteilung und Intensität von Temperatur und Niederschlägen auswirkt, mit zwei Monaten Verspätung ein.

„El Niño“ nennt sich dieses zyklisch auftretende Phänomen, welches das Klima weltweit beeinflusst. Lange war diese Klima-anomalie nicht mehr eingetreten, doch dann in dem entscheidenden Jahr für die internationale Klimapolitik. So war im Vorfeld des Pariser Klimagipfels Ende 2015 viel die Rede davon, dass es der stärkste El-Niño-Zyklus seit einem halben Jahrhundert und

Vor allem die Menschen in Entwicklungsländern leiden unter dem Klimawandel